

zu und schob sich schließend in Feuerluft, worauf, so daß sich der bereits brennende Kreuzer in Deckung zurückziehen konnte. Dafür mußte „Warpite“ durch bange Minuten das vereinigte Feuer vieler deutscher Großkampfschiffe aushalten. In dieser Zeit erhielt „Warpite“ ein schwere Treffer; lange rote Feuerarben schlugen aus dem Schiff, und nur die zunehmende Dämmerung ersundlichte ihm, noch rechtzeitig außer Schußbereich zu kommen.

Die letzten Worte des Admirals.

Von Nordwest bis Nordost war jetzt die deutsche Flotte von englischen Großkampfschiffen umfaßt und hatte das Feuer von mehr als hundert schweren Geschützen auszuhalten. „Lübow“ und „König“ lagen im bestigsten feindlichen Feuer, das der Sichtverhältnisse halber kaum erwidert werden konnte. Da zerriß für kurze Zeit der Gefechtsnebel und deutlich hob sich das Flaggschiff „Gotha“, „Invincible“, von den schwarzen Rauch- und Pulverwolken ab. Sofort vereinigten „Lübow“ und „Derflinger“ ihr Feuer auf den englischen Schlachtkreuzer. Trotzdem ließ „Invincible“ mit solcher Genauigkeit, daß Admiral Hood seinen Artillerieleiter erzieht durchs Sprachrohr befehle. Es waren dies vielleicht seine letzten Worte. Beim Einschlag der dritten Salve „Lübow“ setzte sich das schon wiederholt geliebte Bild: Eine ungeheure Explosion zerriß das Schiff in der Mitte. Vorheben und Deck werden voneinander getrennt und stellen sich weit voneinander entfernt am Meeresgrund auf, hoch über das letzte Wasser herausragend. Von mehr als tausend Mann konnten nur sechs, darunter der tapfere Artillerieoffizier, gerettet werden.

Nachtmarck.

Scheer trachtete nun sich der gefährlichen Umklammerung der Uebermacht zu entziehen. In welcher Weise ihm dies gelang, hat vorwiegend für den Postmann Interesse und soll an dieser Stelle nur angedeutet werden. Es sei lediglich festzustellen, daß sich der deutsche Führer durch rücksichtslose Vorstöße der Großkampfschiffe und das volle Einlegen der Torpedobootflotten vom Gegner löste und ihm außer Sicht kam. Jellicoe scheint wenig Wert darauf gelegt zu haben, die Gefechtsführung aufrechtzuerhalten, die er seiner Meinung nach am nächsten Tag wieder gewinnen konnte. Er gab später selbst an, er habe mit Ablicht ein Nachtgefecht vermieden, da er sich wegen des veralteten Tons seiner Scheinwerfer und des Fehlens von Richtungsweiteranlagen den Nachtangriffen der deutschen Torpedobootflotte nicht gewachsen glaubte. Er hielt es sogar für unweismäßig, seine Fernsichtflotten versuchen zu lassen, während der Nacht den feindlichen Großkampfschiffen Abbruch zu tun, weil er Verwechslungen mit den eigenen Streitkräften befürchtete. Er ordnete daher an, daß keine Fernsichtflotten die Nacht übernehmen sollten und zog seine Geschwader für den Nachtmarck in eine möglichst geschlossene Form zusammen.

Die englische Flotte feuerte nach Süden und bewachte die Deutschen von ihrer Seite abzuschnitten. Wollte Scheer die freie Entfaltung über Annahme oder Ablehnung einer Schlacht am nächsten Morgen behalten, so mußte er noch in der Nacht Nordost erreichen. Er konnte deshalb keine Marschgeschwindigkeit nicht nach der schwer beschädigten „Lübow“ rücken, die in sinkendem Zustand, von Torpedobooten begleitet und geschützt, nur mehr langsame Fahrt machen konnte und trotz allen Bemühungen in den Morgenstunden von der eigenen Besatzung vertrieben werden mußte, da sie nicht mehr imstande war, den Heimatsboden zu erreichen. Bald nach elf Uhr gelang die schwierige Herstellung der Nachtmarckordnung, und die deutsche Flotte setzte sich mit sechs Meilen Fahrt auf Süd-Südostkurs in Bewegung. Es ergab sich die eigenartige Lage, daß die deutsche Flotte in ganz geringem Abstand hinter der englischen marschierte und daß trotzdem keine der Flotten die Nähe der anderen ahnte. Die deutschen Torpedobootflotten liefen den Auftrag, die englischen Großkampfschiffe während der Nacht aufzuwachen und anzugreifen. Das ihnen dies nicht gelang, hat keinen Grund in der abgerissenen Gefechtsführung.

Die „Tipperary“ — eine loderbende Flamme.

Was das Schicksal den Deutschen verlor, gewährte es Jellicoe im reichsten Maße. Seinen Fernsichtflotten boten sich, trotzdem sie nichts dazu beitrugen, die günstigsten Angriffsmöglichkeiten. Die Schiffe Scheers befanden sich seit einer Stunde auf dem Marsch, und noch war dem deutschen Flottenchef nur der Zusammenstoß letzter Streitkräfte gemeldet worden, dem der kleine deutsche Kreuzer „Frauenthal“ mit mehr als 300 Mann durch Torpedotreffer zum Opfer gefallen war. Gegen halb ein Uhr früh sah die von „Tipperary“ geführte englische Fernsichtgruppe schattenhafte Umrisse großer Schiffe. Tatsächlich war es die Spitze der deutschen Flotte, die den Kurs der „Grand Fleet“ in deren Rücken eben zu kreuzen begann und in die aus Fernsichtern bestehende Nachhut Jellicoes

hineinkam. Zur Zeit konnte aber „Tipperary“ noch nicht feststellen, ob er Freund oder Feind vor sich habe, und blieb daher mit ausgeschwenkten, schuhbereiten Kanisterrohren auf seinem Kurs, der ihn den verächtlichen Schiffen nähern mußte. Auf tauend Meter herangekommen, wagte es „Tipperary“ der Ungewißheit ein Ende zu machen und sein Erkennungssignal aufleuchten zu lassen. Kalendes Schnellfeuer war die Antwort. Bei der kurzen Entfernung trat schon die erste Salve und verwandelte „Tipperary“ in eine loderbende Flamme, die der deutschen Flotte schmerzhaft leuchtete. Noch waren die Angreifer unklar, ob sie sich nicht doch vielleicht eigenen Großkampfschiffen gegenüber befänden, als zufällig ein deutscher Scheinwerfer die eigene Linie streifte. Dieser kurze Augenblick behob jeden Zweifel.

Ergebnislose englische Angriffe.

Die Fernsichtflotten nun je ein oder zwei Torpedos auf etwa 900 Meter, die trotz der großen Nähe der mächtigen Ziele schlugen. Die brennende „Tipperary“ wehrte sich mit ihrem einzigen noch gebrauchsfähigen Geschütz bis zum Ende mit der größten Tapferkeit. Zur Entlastung des Führers liefen auch die übrigen Fernsichtflotten heran. Sie feuerten gegen die deutschen Scheinwerfer und verurteilten durch Splitterwirkung einen verhältnismäßig beträchtlichen Ausschlag an Menschen. Unter dem blenden Einfluß der Scheinwerfer und dem grellen Brande von „Tipperary“ verlor der Fernsichtflottenführer „Spitfire“ die Orientierung, kam dem deutschen Linienschiff „Ralfau“ zu nahe und wurde von diesem gesammelt. Die Schiffe prallten mit 20 Meter Sekundengeschwindigkeit, also mit der von Schnellläufern, zusammen, und die im Vergleich zu „Spitfire“ riesige „Ralfau“ holte infolge des harten Stoßes so weit über, daß die Granaten des vorderen Turmes trotz tiefer Senkung der Geschütze nur durch den Schornstein des Fernsichters gingen. Der Mündungsdruck allein genügte aber, um Brüche und vorderen Schornstein des Fernsichters wegzureißen und 32 Mann zu töten. Obwohl das Vorkampfsschiff „Spitfire“ in einer Länge von 20 Meter zusammengedrückt worden war, gelang es dem Fernsichtflottenführer, Teile seiner Brücke auf dem Deck der „Ralfau“ zurückzulassen, zu entkommen. Einen Mann, der durch den Zusammenstoß auf die „Ralfau“ geschleudert worden war und sich am Torpedoschuppen anklammerte, legte die nächste Salve weg.

Der glühende Scheiterhaufen.

Nun folgte Angriff auf Angriff. Aber die englischen Fernsichtflotten zeigten sich bei aller Tapferkeit der Kommandanten tatsächlich den Verhältnissen nicht gewachsen, welches Urteil von Augenzeugern sich nicht gegen Personen, sondern gegen die Art ihrer Ausbildung richtet. Immer wieder liefen die Fernsichtflotten mit Mut und Hartnäckigkeit an, aber ihre Abwehr bot den in langer Friedensübung darauf vorbereiteten deutschen Schiffen keine größeren Schwierigkeiten. Die englischen Fernsichtflotten wurden nach und nach aufgeregter und zerbröckelt. Nur eine einzige, aus fünfzehn Fernsichtflotten bestehende Gruppe war noch kampffähig. Gegen 1 Uhr morgens näherte sich der älteste englische Panzerkreuzer „Black Prince“ der Hochsee, da er irrtümlich für die eigene Hauptmacht hielt. Unter Feuer genommen, kam er nicht mehr dazu, es zu erwidern. Die deutschen Granaten setzten von achter nach vorn durch das abbrechende Schiff, Flammen schossen bis zu den Mastspitzen, und binnen wenigen Minuten war das Schiff ein glühender Scheiterhaufen, der hellbrennend die deutsche Linie entlang trieb und schließlich unter Explosionen sank. Die Vernichtung des Schiffes geschah auf so nahe Entfernung, daß man die Mannschaften in ihrer Verzweiflung auf dem brennenden Schiff hin und her laufen sah, während im Scheinwerferlicht die Flugbahnen der lärmenden Geschosse deutlich zu verfolgen waren, die rasch hintereinander einschlugen und plakten — ein Bild schauriger Großartigkeit.

Das hegreiche — Ende der Schlacht.

Der Weg für die deutsche Flotte war frei, der Durchbruch gesichert. Aber die letzte kampffähige Fernsichtflotte sollte doch noch Gelegenheit finden, sich zu betätigen. Kurz nach 3 Uhr früh, in der beginnenden Morgenämmerung, wurde das älteste Linienschiff „Vommer“ von wahrscheinlich zwei Torpedos getroffen. Der auf diesem Schiffsbord noch nicht ausgebildete Torpedoschiff konnte vermutlich nicht verhindern, daß sich die Munition entzündete und das Schiff unter den schon oft wiederholten Explosionen zum Sinken brachte. Von der Besatzung — 844 Mann — konnte niemand gerettet werden. Damit war der eigentliche Kampf zu Ende. Die englische Flotte setzte sich nicht mehr. Entweder schien Jellicoe die Fortsetzung der Schlacht aus irgendwelchen Gründen nicht mehr erfolgversprechend oder hatte er die Fühlung mit den Deutschen endgültig verloren.

Geschosse und Verluste.

Während der Schlacht hat die englische Flotte fast 4600 schwere Geschosse, darunter 1240 38,1 Zentimeter-Granaten,

beschuert und damit 217 Prozent Treffer erzielt. Die entweichenden Rüstern für die Deutschen sind 3600 Granaten von höchstens 30,5 Zentimeter und 3,33 Prozent Treffer. Die Engländer lancierten insgesamt 74 Torpedos, von denen fünf trafen — die Deutschen 109 mit drei Treffern. Gerade dieser Vergleich zeigt, daß die Statistik irreführend sein kann, denn die englischen Fernsichtflotten fanden weit günstigere Bedingungen für erfolgreiche Lancierungen. Bei der Durchdringung der Verlustlisten fällt auf, daß die Torpedos den großen Schiffen nicht lebensgefährlich wurden. Lediglich das veraltete Linienschiff „Vommer“ ist durch Torpedotreffer vertrieben worden, während sonst nur kleine Kreuzer, Fernsichtflotten und Torpedobootflotten von diesem Schicksal erreicht wurden. Die Menschenverluste auf den englischen Schiffen betragen fast genau 7000 Mann oder 11,9 Prozent der Gesamtbesatzung. Bei den Deutschen etwas mehr als 3050 Mann oder 6,79 Prozent. Der Grund für diesen Unterschied ist wohl darin zu suchen, daß die Engländer mehr Totalverluste hatten, daß heißt von den geknackten großen Schiffen infolge der Möglichkeit der Katastrophen keine oder nur sehr wenige Leute retten konnten, und daß die Sprengwirkung der deutschen Granaten eine viel höhere war. Antwiegend den Verlusten an Mannschaft ist auch der Betrag des vertriebenen Schiffsmaterials bei den Engländern fast doppelt so groß: 115,000 Tonnen gegenüber 61,000 Tonnen.

Alle Rechte vorbehalten bei: Horn-Verlag, Berlin W. 35.



Reisebegleiter gesucht!

Es muß durchaus nicht immer ein Herr oder eine Dame sein. Für viele Ferienreisende ist die Heimatzeitung ein recht lieber Reisebegleiter, der als angenehmer Planer über manchen Stundchen der Langeweile hinweg hilft und ins tägliche Ferien-Ereignis eine willkommene Abmischung bringt. Dazu braucht man das **Riesler Tageblatt** nur unter Kreuzband nachsenden lassen. Geben Sie also hierfür Ihre Anweisung bitte rechtzeitig an den Verlag des Riesler Tageblatt.

Rundfunk-Programm.

Donnerstag, den 1. Juni.

Berlin — Stettin — Magdeburg.
16.20: Eine Reise durchs Zimmer. — 16.35: Volkstümliche und Schenkenzapp. — 16.50: Orchesterkonzert. — 17.25: Menschen am Wege der Reise. — 17.55: Wasler von Bröms für Koober an vier Händen. Werk 39. — 18.15: Eberhard Wolfgang Ritter lebt. Die Rebellion des Regiments Santa Maria del Rey. — 18.30: Dieb Minuten Rommer. — 18.40: Die Jungfrau teilt mit... — 18.45: Stimme zum Tag. — 19.00: Stunde der Nation. Aus dem Reich: Musik der Romantik. — 20.06: Lösung. — 20.30: Unterhaltungsmusik. — 20.45: Drei Kaiserjäger. Volkstümlich von Fred A. Angermayer. — 22.00: Wetter, Tages- und Sportnachrichten. — 22.30: Funktreff. — Anschließend bis 24.00: Langmusik.

Königsruherhäuser.

9.45: Wilhelm Müller-Borbon: „Heitere Geschichten“. — 10.30: Schulfunk: Eine frühe Stunde zum Ferienbeginn: „Wir bauen ein Auto und fahren in die Welt.“ Eine lustige Schwaube. — 14.00: Schallplattenkonzert. — 14.45: Kinderlieder. — 15.10: Die kulturellen Aufgaben des Bundes deutscher Wäbel. — 15.45: Sinfonie „Baptiste“. — 16.00: Konzert. — 17.00: Für die Frau. — 17.25: Zeitfunk. — 17.35: Musik unserer Zeit: „Aus Situations“ von Max Baurischus. — 18.05: Koloratursänger. — 18.30: Schöpfungsbefehl am Gemälde. — 19.00: Berliner Programm. — 20.00: Sprechspruch. — Anschließend: Gedankenspiele für Paul Gern. — 21.00: Aus Stuttgart: Heitere Langmusik. — 22.00: Berliner Programm. — 23.00: Aus Köln: Langmusik.

EIN STAATSMANN STÜRZT

ROMAN VON MARISE SONNEBORN

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Einmal wird sie untergehen und die Wahrheit sagen, Herr vom Stein“, sagte die Gräfin Landoronska und legte ihre Hand auf den Arm des Erregten. „Es ist nun einmal der Lauf der Dinge, daß die, die das gelobte Land der Zukunft gestalten, es selbst nicht mehr betreten. Sie, lieber Freund, sind einer der ganz Großen. Erst die Nachwelt wird Ihnen gerecht werden. Was Sie erstreben, werden andere Zeiten als selbstverständlich empfinden. Aber es wird nicht vergessen werden, daß Sie einer der ersten waren, die für wahre und gefestigte Freiheit eintraten!“

„Erfolg“, warf Pozzo di Borgo ein, „hat die Sätze des Augenblicks. Ruhm erretet, den der Augenblick verschmäht. Ihr Widersacher hat Sie unsterblich gemacht, Freiherr vom Stein. Sie sind der erste und einzige Einzelne, dem Napoleon den Krieg ansagte.“

„Ich denke nicht an mich“, sagte mit jener Schroffheit, die es sogar seinen Freunden schwer machte, immer geduldig mit ihm zu bleiben, der verbitterte Mann. „Mag mein Name ausgedacht werden. Wer bin ich? Aber meine Erkenntnisse! Meine Einsichten! Sollen sie untergehen und keinem nützlich werden?“

„Sie sollten Sie niederschreiben, Freund“, erinnerte die Gräfin.

„Ich habe es getan, aber — wer beachtet in diesen unruhigen Zeiten die stillen Worte einer kleinen Schrift! — Gesehelt sein, gesehelt... furchtbares Schicksal für den Starben!“ sagte er schwer.

Die kleinen Mädchen kamen herangelaufen.

Die Blumen welkten schon in den heißen Kinderhänden.

„Herr Vater, sehen Sie!“

Ihre erhobenen Arme wiesen in die Richtung der Landstraße.

Ein langer Zug kam langsam daher.

„Verwundete!“ sagte voller Mitleid die Gräfin Landoronska. „Verwundete auch hier... Sie haben erzählt, wie voll die Lazarette und selbst die Kirchen und private Häuser in Brunn von diesen Unglücklichen waren. Nun flüchten Sie hierher — und das Schicksal des Krieges folgt Ihnen auf dem Fuß!“

„Ich bin nicht vor den Verwundeten geflohen, sondern vor den Häusern der Franzosen!“ wehrte rauh Stein ab. Seiner Natur, hart gegen andere, aber am härtesten gegen sich selbst, widersprach der Gedanke solcher verzerrter Gefühlsmäßigkeit. Der Krieg war ihm Notwendigkeit erschienen. Und Notwendigkeiten muß man respektieren, auch wenn sie hart sind.

„Wollen wir zu ihnen?“ fragten die Kinder. „Wollen wir sie besuchen und trösten, wie in Brunn?“

„Gut“, sagte Pozzo di Borgo zu den Kindern, „hat es in Brunn gewiß besser gefallen als hier?“

Die Älteste der beiden, Henriette, sah ihn erstaunt an.

„Wo der Herr Vater ist, da fühlen wir uns wohl“, sagte sie einfach.

Stein lächelte melancholisch.

O ja, er liebte sie zärtlich, seine stille, treue Frau, seine kleinen Mädchen. Aber niemals konnte das enge Glück der Familie, das er endlich einmal genießen durfte, ihn trösten über das große Wirken, aus dem man ihn vertrieben.

„Ja!“ sagte er zu den Kindern. „Kommt! Wir wollen sehen, wo wir helfen können! Vielleicht, daß wir auch neue Kunde vom Kriegsschauplatz erfahren.“

Auf dem Marktplatz des Städtchens hielten die Wagen, auf denen man die Verwundeten herbeigeschafft.

Sie hatten eine sehr lange, anstrengende Reise hinter sich.

Wenigstens waren der Fahrt nicht gewachsen gewesen. Man sonderte die Toten von den Lebenden und — x o x Lebenden.

Giebelnde riefen fragend nach einem Trank Wasser. Das Stöhnen der Verwundeten unterbrach die friedliche Stille des weltfernen Städtchens mit einer schrecklichen Erinnerung an das, was draußen vor sich ging. Mitleidige Bürgerfrauen eilten aus den Häusern herbei, brachten Getränke, Leinwand und Scharpie, suchten zu lindern, was zu lindern war.

Mit Befriedigung sah Stein schon von weitem die schlanke, seine Gestalt seiner Frau.

Sie war immer die erste, wenn es galt, Gutes zu tun; durch keine Vorurteile gebunden, verstand sie es, zuzugreifen und Hand anzulegen wie eine gelehrte Krankenpflegerin.

Die Unterbringung der Verwundeten machte Schwierigkeiten.

Nichts war vorbereitet. Niemand hatte an einen Transport gedacht.

„Es sind ganz leicht Verletzte, die in ein paar Tagen werden zur Truppe zurückkehren können“, sagte der Leiter des Zuges, „und ein halbes Duzend Hoffnungsloser, die man fast hätte am Wege abladen und dort ihrem Schicksal überlassen können. Wenn man nicht ein Christenmensch wäre...“

Oh, über das Schicksal, das mich arm gemacht hat, haberte im stillen Stein, daß ich ihnen nicht allen helfen kann, nicht allen. Aber einen, einen will ich mir wählen und dafür sorgen, daß seine letzten Stunden wenigstens leichte und gute seien...“

Er ging durch die Reihen der Wunden entlang, auf denen die Sterbenden lagen.

Die anderen hockten am Begrabe, auf den Schwellen der Häuser, legten sich, ermüdet und bis zum letzten erschöpft, einfach auf das rauhe Pflaster.

Ein wildes Bild bot der Marktplatz, das anmutete wie ein einziger gelender Schrei der Not.

(Fortsetzung folgt)